

Unser Versammlungsdeutsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **6 (1922)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Rüsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Versandstelle: Rüsnacht (Zürich).

Druck: G. Feli, Bern.

An unsere Mitglieder.

Herzlichen Dank für die freiwilligen Beiträge! Es sind nicht etwa „unser kühnsten Hoffnungen übertroffen“ worden, aber wenn die Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag noch nicht eingefandt haben, das bald nachholen und dabei in ähnlicher Weise auf 10 oder 20 Franken aufrunden und einige ein übriges tun, und wenn auch noch die Angehörigen der Ortsgruppe Bern, die uns ihren Pflichtbeitrag durch Vermittlung ihres Schatzmeisters zukommen lassen, in ähnlichem Maße wie die andern mithelfen (der beiliegende Schein ist nur für solche freiwillige Beiträge zu benutzen!), so bringen wir zusammen, was wir unbedingt brauchen. Den Mitgliedern, die nicht in der Lage waren, etwas beizulegen, danken wir für ihr treues Festhalten am Verein und für die pünktliche Entrichtung ihres Pflichtbeitrages. Der Ausschuß.

Unser Versammlungsdeutsch.

Zwischen den beiden Hauptformen unserer Muttersprache, der Mundart und der Schriftsprache, gibt es bekannter und natürlicher Weise allerlei Uebergangsstufen, die man bald als schriftsprachlich gefärbtes Schweizerdeutsch, bald als mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch bezeichnen muß, je nach der Grundlage, die dann mehr oder minder zahlreiche Kennzeichen der andern Form aufgenommen hat. Das schriftsprachlich gefärbte Schweizerdeutsch (das man Hoch-Schweizerdeutsch nennen könnte) ist manchmal einfach notwendig; es wirkt dann selbstverständlich und fällt weder angenehm noch unangenehm auf. Wenn sich z. B. zwei Hochschullehrer auf Schweizerdeutsch über einen wissenschaftlichen Gegenstand unterhalten, so werden sie dabei gelegentlich Wörter und Wendungen gebrauchen, die nicht im Idiotikon stehen. Wenn umgekehrt ein schweizerischer Dichter in seine schriftdeutsche Rede bewußt oder unbewußt ein schweizerdeutsches Wort einfließen läßt, so verleiht er ihr gerade dadurch einen gewissen Reiz, den „Erdgeruch“. Am seltensten wird man das bei Konrad Ferdinand Meyer finden, etwas häufiger bei Gottfried Keller, sehr oft bei Jeremias Gotthelf; in der Aussprache findet man dieses Schweizer-Hochdeutsch sozusagen bei allen Deutschschweizern. In beiden Fällen also, im schriftsprachlich gefärbten Schweizerdeutsch und im schweizerisch gefärbten Schriftdeutsch wird eine deutlich erkennbare Grundlage mehr oder minder stark durchbrochen; aber in beiden Fällen gilt das Wort:

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit —

in beiden Fällen kann eine ungeschickte Hand Sprachgreuel begehen, die einem in der Seele wehe tun, und am widerwärtigsten scheint die Form zu sein, die zwischen Mundart und Schriftsprache ziemlich genau in der Mitte steht, so daß man nicht recht weiß, was es sein soll, ob Fisch oder Vogel. Gewöhnlich ist es so, daß das Lautliche, d. h. die Lautform der Wörter und natürlich ihre Aussprache mundartlich, das Wort selbst aber und der Satzbau schriftdeutsch sind. „Beziehungswis“ z. B. ist ein zwar schweizerdeutsch ausgesprochenes, aber eigentlich gar kein schweizerdeutsches Wort. Der Vorsitzende eröffnet eine Versammlung oder die Sitzung mit den herzlichen Worten: „Wertli Awesedi!“, aber „Awesedi“ ist nicht schweizerdeutsch, sondern schweizerdeutsch übertünchtes Schriftdeutsch. Er fährt fort: „Eufers erste Traktandum (!) ist's Protokoll; ich ersueche der Aktuar, dasselbe z'verlese“ — dasselbe! (Natürlich auch noch auf der ersten Silbe betont!) Das soll schweizerdeutsch sein? Dann fragt er: „Hät jemand öppis z'bemerke zum Protokoll?“ Jemand! Zwar verdient er noch Anerkennung dafür, daß er gleich nachher sagt „öppis“, er hätte ja auch grad noch sagen können „etwas“ (kommt auch vor!), aber schweizerdeutsch wäre gewesen: „Het öpper öppis...“ In diesen Fällen werden also schriftdeutsch gedachte Wörter schweizerdeutsch ausgesprochen, es wird aus der Schriftsprache in die Mundart übersetzt, und zwar meist ohne sachliches Bedürfnis, einfach unter dem Drucke der gewohnten schriftdeutschen Form; so entsteht das Papier-Schweizerdeutsch, an dem aber nicht die sogenannten Papier-Schweizer schuld sind, sondern die „Milchschweizer“ selber.

Einen Schritt näher am Schriftdeutschen stehen häufig schon die Wörter auf -ung. In den ostschweizerischen Mundarten lauten sie immer aus auf ig: Zitig, Handlig, Versammlig, Brüefig (nur an die Endung ig wird nicht noch ein zweites ig angehängt; man sagt nicht Beschädigig, Verteidigig, Beuffichtigig, aber das sind meistens auch gar keine wirklich schweizerdeutschen Wörter). In Versammlungen kann man aber schon Redebütten hören wie: „nach rislicher Brüefung“, „die bisherige Entwicklung bedüet eine wesetliche Verbesserung“, „die Behandlung der Verwaltungsgerichtsreform“, „der Uschuß hät diesem Beschluß Nachachtung verschafft“. — Eine ebenfalls papieren anmutende Form ist trotz mundartlicher Aussprache das Mittelwort der Gegenwart, das im wirklichen Schweizerdeutsch nur noch in einigen erstarrten Resten vorkommt (schwinede Ma oder Moond, laufede Brunne, obsigant u. ä.); durchaus unecht mutet es an, wenn jemand sagt: „das ist äbe de grundlegende

Unterschied“ oder „de beträffidi Paragraph“. Mit „Wertli Awesedi“ kann man eine Versammlung auch nicht begrüßen (es ist auch nicht nötig, denn wenn man den Anwesenden nichts Höflicheres oder Herzlicheres zu sagen weiß, als daß sie anwesend seien, kann man das grad auch noch bleiben lassen; denn wenn sie nicht anwesend wären, würde man ja auch nichts sagen). An anderer Stelle kann das Wort aber doch recht bequem sein; die schweizerdeutsche Umschreibung: „die wo da sind“ klingt manchmal etwas umständlich. Ist es schon im Schriftdeutschen oft eine verdächtige Bescheidenheit, wenn ein Redner statt „ich“ sagt: der Sprechende („Es liegt dem Sprechenden ob . . .“!), so wirkt „der Sprächende“ auf schweizerdeutsch unfehlbar lächerlich; es ist nicht bloß sprachlich unmöglich, sondern diese umständliche Sorte Bescheidenheit ist uns Deutschschweizern durchaus fremd, so gut wie „mi Wänikeit“.

Ganz abscheulich klingt im Schweizerdeutschen dann der Wesfall von Sachbezeichnungen. Wir haben den eigentlichen Wesfall nur noch von Personenbezeichnungen ('s Bosserts, 's Pfarrers, 's Batters, 's Brenelis) und in ganz bestimmten Formen (um's Himels Wile, hie Lands, öppis Guets), aber bei der Beratung des zürcherischen Steuergesetzes schwirrte es nur so vom „Prinzip des Zemezuges des Kinderikomes mit-em Elterenikome“, von „Entlastung des Vermöges“, von „Erhöhung des Existenzminimums“, von „Proportionalität der Ergänzungsstüür“; auch seien die „Koste eines Hushaltes“ gestiegen, und „die unglückliche Bestimig von § 99 des Stüürgesetzes“ sollte „eliminiert“ werden. „D'Stüürlast der meisten Kantone“ rührt daher, daß „mer en zue große Beamteneta übercho händ“, „es wilters Momänt“ ist natürlich „die Verschürzung der Arbeitszeit“, auf alle Fälle müssen wir „d'Usgabe uf es Minimum reduziere“ „im Sinn einer wesentlichen Entlastung“. Bei anderer Gelegenheit verkündete ein Redner: „Der Präsident dieses Ausschusses hät nach rislicher Prüefung des Verhältnisses beantriet . . .“ Redensarten wie „mines Erachtens“ kann man im Gespräch mit gstudierten Leuten nicht selten hören, und kürzlich scherzte ein Professor: „Da chönt me ja nolens volens (!) eines Betrugers bezichtigt wärde.“

Wenn dann noch Bindewörter gebraucht werden wie sondern (das man auch manchmal fast nicht entbehren kann, das aber doch immer fremd annutet), obschon, wonach u. a., so ist der Erdgeruch bald verflogen. Schon fast ausgestorben ist in öffentlicher Rede das „wo“ an Stelle des schriftdeutschen bezüglichlichen Fürwortes (es tritt auch schon in der Umgangssprache der Gebildeten zurück; man sagt: „En Ma, der großes Verdienst hät; das Gesez, das nächste Sunntig zur Abtümig gelangt (!); es git Lüt, die bhaupte . . .“). Letzten Winter sagte einmal ein gebildeter, durch und durch ehrlicher Mann: „Me sött e Kommission iseke, welche . . .“. Wer viel mit Kommissionen zu tun hat, dessen Sprache ist der Gefahr der Verkommisionalisierung in hohem Maße ausgesetzt.

Und so weiter! Wenn man nicht bloß darauf achtet, ob die Leute schweizerdeutsch sprechen, sondern auch noch, wie sie es sprechen, so entdeckt man Fehler gegen den Geist der Mundart in Hülle und Fülle, auf Schritt und Tritt. Die angeführten Beispiele sind alle „geschichtlich“ und stammen von etwa drei Abenden. Dieses Rauderwelsch entsteht seltener im gemütlichen mundartlichen Geplauder, als in mehr oder weniger öffentlicher Rede, in Versammlungen und Sitzungen, wo wir manchmal tatsächlich in Verlegenheit sind, welche Sprechform wir wählen sollen. Als Schweizer und Demokraten wollen wir möglichst schweizerisch und volkstümlich sprechen, aus Kirche, Schule, Vorträgen sind wir in öffentlicher Rede an die Schrift-

sprache gewöhnt und pflegen über Gegenstände des öffentlichen Lebens viel zu lesen, vor allem die Zeitung und die amtlichen Bekanntmachungen, so daß wir ohne schriftdeutsche Ausdrücke und Wendungen fast nicht mehr auskommen. In der Ostschweiz scheint dieses „Großratsdeutsch“, wie man den Mischmasch geschickterweise schon genannt hat, in den letzten Jahren zugenommen zu haben, was sich auch erklären ließe. Im politischen Leben der leicht beweglichen Ostschweizer, namentlich auch in ihrem reich entwickelten Vereinswesen, war man schon ziemlich allgemein zum Schriftdeutschen übergegangen; staatliche und Vereinsbehörden von drei Köpfen an sprechen oft schon „hochdeutsch“, und im Thurgau erzählte man schon den Wig: Wenn drei Männer im Wirtshaus zusammenkommen, ist einer der Präsident und sie sprechen hochdeutsch. Die Ereignisse der letzten Jahre haben uns dann zur „Selbstbestimmung“ gebracht; man erinnert sich auch wieder seiner sprachlichen Eigenart, und wenn ein Herr Präsident auch eine Versammlung in seinem schönsten Schriftdeutsch zu eröffnen und zu leiten pflegt und meistens auch noch „der Herr Referent“ die Sprache Goethes spricht, so gibt es doch auch schon solche, die in der Einleitung, oft in selbstgefälliger Bescheidenheit, um Entschuldigung bitten dafür, daß sie „nur“ schweizerdeutsch sprechen, wie ihnen eben „der Schnabel gewachsen“ sei, und dann geht's los — wie ihnen der Schnabel sicher nicht gewachsen ist: „Hochverehrti Versammlung! Die Abstimmig vom 29. Februar ist es Exame der staatspolitischen Erziehig von euserem Volk.“ Aller spätestens entdeckt in der Diskusion (!) einer sein aleman-nischen Sprachgewissen und drückt die Hoffnung aus, „der Kantonsrat werdi no e mal uf die Beratig des Gesezes-entwurfes iträtte“.

Der gute Wille zur Erhaltung der Mundart ist ja hoch erfreulich; es scheint aber in der Ostschweiz schon fast zu spät zu sein; wir sind schon zu sehr schriftdeutsch gebildet, und durch unsern Mischmasch befördern wir den Untergang der Mundart vielleicht eher, als daß wir ihn hemmen; denn wir bilden damit eine Brücke zwischen beiden Formen, und über diese Brücke wird die mächtige Schriftsprache als Siegerin ziehen. Lassen wir zwischen Mundart und Schriftsprache eine Kluft bestehen, d. h. sprechen wir entweder möglichst reines Schriftdeutsch (keine Angst! man wird uns das Schweizertum immer noch anmerken!) oder dann möglichst urhiges (will nicht durchaus heißen: grobes) Schweizerdeutsch, jedes „uf finem Erdrich“, so werden wir die Mundart eher oder zum mindesten länger erhalten und doch der Schriftsprache nicht wehe tun. Aber eben: zu wessen Erdreich gehört nun die öffentliche Rede, die Sprache der Versammlungen und Sitzungen? Man würde sie gerne der Mundart zuweisen; es läge auch häufig im Vorteil der Sache (die doch noch wichtiger ist als die sprachliche Form); denn wenn in einer Versammlung die meisten Redner schriftdeutsch sprechen, getraut sich mancher nicht das Wort zu verlangen, der es auf schweizerdeutsch ganz gut könnte, er schweigt und nachher — schimpft er. Wenn es aber doch zu spät sein sollte, dann täten wir vielleicht besser, möglichst rasch zur Schriftsprache überzugehen, um die für das Sprachgefühl unbehagliche und für den übrigen Bestand der Mundart gefährliche Uebergangszeit abzukürzen. Wer nicht gern die Flinte schon ins Korn wirft, nehme sich vor allem selbst in acht, wenn er öffentlich spricht. Zur planmäßigen Beeinflussung anderer ist hier selten Gelegenheit, namentlich in der Volksschule nicht (wo man doch schon z. B. die Fremdwörter grundsätzlich bekämpfen kann), eher noch in Fortbildungs- und am ehesten in den Mittelschulen. Da sollte schon Verständnis

vorhanden sein für derartige Stilfragen; die ehemaligen Mittelschüler sind auch zum großen Teil schuld an der Verwirrung. Von Studium und Beruf her sind sie an die Schriftsprache gewöhnt; wenn sie aber einmal zum Volk hinabsteigen, suchen sie sich oft gerade durch den Gebrauch der Mundart „populär“ zu machen und bringen dann dieses papierene Schweizerdeutsch zustande, und was diese Gebildeten vormachen, das machen ihnen die Halb- und Viertelsgebildeten natürlich nach.

So ungefähr steht es in der Ostschweiz. (Wir haben übrigens schon im ersten Jahrgang der „Mitteilungen“ [Nr. 1] einmal davon gesprochen.) Vielleicht berichtet uns ein Mitglied von Basel oder Bern, wie die Ausichten heute dort sind. (Stichelberger hat 1905 im ersten Jahreshaft darüber geschrieben.) Manches scheint dort besser zu stehen, aber auch Otto von Greinerz läßt in einem seiner berndeutschen Lustspiele einen Großrat (!) auf der Tramfahrt von der „mopsigen Sitzung“ zum Frühschoppen sprechen: „Wenn die Gesichtspunkte der Kommissionsmehrheit durch d’Tagespräz in genügender Wis dargleit würde . . .“, und nachher: „im gegewärtige Zitpunkt, wo die Konsequenze der eigeete Parteitaktik eim vom Gägner beständig vorgehalte wärde, isch dises Vorgehe . . .“.

Für unsere Muttersprache.

Wie man's früher machte:

Ein Mitglied (R. B.) macht uns aufmerksam auf folgende Stelle in P. de Ballières „Treue und Ehre“, wo vom Gebrauch der deutschen Sprache bei den französischen Schweizerregimentern die Rede ist: „Auf den 12. Januar (1812) wurde eine große Revue über die ganze Besatzung von Paris angelegt. Das zweite und das vierte Schweizerregiment wetteiferten miteinander und suchten sich in der Vollkommenheit ihrer Exerzierkünste gegenseitig zu überbieten. . . . Beide Regimenter stellten sich dem Schlosse (den Tuilerien) gegenüber auf. . . .“

Hiebei ereignete sich ein sonderbarer Vorfall. . . . Ein kaiserlicher Erlaß hatte für alle fremden Regimenter die Kommando in der Landessprache verboten. Für die gesamte Armee mußte französisch kommandiert werden. Aber die Schweizer wollten nichts davon wissen; sie bestanden auf ihrem drei Jahrhunderte alten Vorrecht, deutsch kommandiert zu werden, und zwar die Welschen ebenso fest wie die andern. Man beschloß daher, am 12. Januar auf eine eigene Weise zu protestieren und selbst dem Kaiser zu trotzen.

Als das französische Kommando „Portez — vos armes!“ ertönte, blickten sich die Soldaten anscheinend verlegen an, langsam präsentierte der eine das Gewehr, ein anderer nahm es bei Fuß. Der Kaiser lächelte und rief Rapp. Der tapfere Elsässer sprengte heran, und auf sein deutsches Kommando ging alles wie ein Wetterschlag.

Wie man's heute machen muß:

Ein Mitglied stellt uns die Abschrift eines Briefes zur Verfügung, mit dem es die Geschäftsempfehlung eines Gasthausbesizers in Tremezzo (in Italien, am Comersee) beantwortet hat:

Sehr geehrter Herr!

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mir Anfang dieses Monates an meine Heimadresse nach eine Geschäftsempfehlung zu schicken. Da ich gerade im Begriffe

stand, für einige Wochen nach dem Süden zu reisen, überlegte ich mir natürlich auch, ob ich nicht Ihr Haus für einen Aufenthalt wählen solle. Ich tat es nicht, sondern entschloß mich, nach Locarno zu gehen. Ich will nun nicht unterlassen, Ihnen die Gründe meines Entschlusses mitzuteilen.

Ihr Prospekt ist gedruckt in französischer, deutscher und englischer Sprache. Der deutsche Text ist aber überklebt mit einem italienischen. Daß Sie das Bedürfnis hatten, auch Ihrer Muttersprache darin einen Platz einzuräumen, ist mir verständlich und sogar sympathisch. Hätten Sie den englischen Text italienisch überklebt, so hätte ich das bei einer für die Schweiz bestimmten Druckschrift als äußerst taktvoll empfunden, sind doch deutsch, französisch und italienisch die schweizerischen Landessprachen. Hätten Sie den französischen Text überklebt, so hätte ich das bei der gegenwärtigen politischen Lage begriffen vom Standpunkte des Italieners sowohl als vom schweizerischen Standpunkte aus. Leidet doch die ganze Welt unter dem französischen Drucke. Da Sie aber für gut fanden, meine Muttersprache zu überkleben, so mußte ich darin eine Kränkung für mein Volkstum erblicken und hätte es für würdelos meinerseits gehalten, wenn ich trotz einem solchen Zeichen der Mißachtung meiner Muttersprache durch Sie, gerade Ihr Haus aufgesucht hätte, stunden mir doch im eigenen Lande wie in Italien zahlreiche Hotels offen, in denen unser deutschschweizerisches — also deutsches — Volkstum geachtet und geschätzt wird.

Da ich Ihnen aber doch zu viel Geschäftsklugheit zutraue, um anzunehmen, Sie haben mich bewußt kränken wollen, erlaube ich mir, Sie in Ihrem eigenen Interesse darauf aufmerksam zu machen, welche Gefühle Ihr Prospekt bei seinen deutschschweizerischen Empfängern auslösen muß. Hochachtend

Wie man's nicht machen sollte:

Ein anderes Mitglied schickt uns den Catalogue Nr. 389, den der Verlag Rudolf Geering („Librairie ancienne“) in Bâle (Suisse) kürzlich in seiner „Waterstadt“ auch an deutschschweizerische Anschriften verschickt hat (Collection de Livres anciens et curieux usw.). Wir haben auf dieses Geschäft letztes Jahr schon aufmerksam gemacht (Nr. 5/6, „Basel in der welschen Schweiz?“ von H. St.); der Verleger hat sich dann in einem Briefe an den Verfasser damit zu entschuldigen versucht, daß ihm infolge der Valutaverhältnisse das deutsche Sprachgebiet verschlossen sei (die Schweiz und erst Basel kämen für jene Werke „kaum in Betracht“!), und jenes Verzeichnis sei hauptsächlich für Amerika bestimmt gewesen; deshalb habe er die internationale französische Sprache gewählt. Uebrigens habe es ein reichsdeutscher Gehilfe verfaßt, der als Offizier an der Front mitgekämpft habe, was „zur Beleuchtung der Mentalität“ (gottlob!) des Angreifers besonders „originell“ sei; ihn persönlich habe die Sache „nur humoristisch berührt“, wie sich überhaupt der Verfasser des Angriffs „bei allen normal denkenden Menschen nur lächerlich machen“ könne.

Der Ton dieses Briefes ist eigentlich schlimmer als das Vergehen selbst. Für die Amerikaner, die sich scheints um diese Livres anciens et curieux, Portraits, Manuscripts, Autographes reißten, wäre zwar das Englische, das ja jetzt überhaupt Weltsprache ist, geeigneter gewesen (auch Herr Wilson hätte es bequemer gehabt!), aber für die allfälligen Kunden auf dem europäischen Festlande lag das Französische doch noch etwas näher, und den Angelfachsen tut es wohl, wenn